≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Aus meiner Vaterstadt Warburg

Jugenderinnerungen von L. Weingärtner.

(3. Fortsetzung)

Warburg zeigte und zeigt noch jetzt manche Erinnerung an alte Zeiten. Stadtmauern und Stadttürme, Ueberbleibsel der alten Festungszeit, geben noch jetzt Kunde von der Bedeutung, welche die Stadt im Mittelalter hatte. Manches ist in den letzten fünfzig Jahren verschwunden, teils dem zehrenden Zahn der Zeit, teils der Rücksichtslosigkeit zum Opfer gefallen. Möge man die Reste der vergangenen Herrlichkeit besser bewahren, als man es früher tat. In meiner Kindheit erzählte man noch, daß die Ruine des Schlosses und der Burg der Grafen von Geismar auf der „Burg" neben dem Neustädter Kirchhofe etwa in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Bau der jetzt im Besitze der Witwe Göring am Paderborner Tore befindlichen Häuser verwandt seien. Das würde jetzt wohl nicht mehr vorkommen, doch würden die Warburger wohl kaum, wie die Altenaer, auf den Gedanken kommen, die Burg wieder herzustellen.

Die Fachwerkhäuser an der Langen Straße und am Markt sind verschwunden, manche haben modernen Geschäftshäusern Platz machen müssen. Mit Wehmut sah ich am Markte an der Stelle, wo ich mit meinem Mitschüler A. H. in dessen elterlichen Besitzung so oft gespielt hatte, ein großes Geschäftshaus mit Ladenlokal stehen. Wo gab es wohl größere und schönere Ställe, Scheunen und Böden, wo wir so ungestört spielen und uns verstecken konnten? Besonders aber fühlten wir uns immer wieder zur „Werkstätte" hingezogen, wo sein Vater häusliche und landwirtschaftliche Geräte anfertigte. Hier stand außer einer Hobelbank eine „Tüggebank", auf der mein Freund die schönsten Flitzebogen und andere Spielsachen zurechtschnitzelte. Nur mußten wir aufpassen, daß sein Vater nicht kam, denn das Holz dazu nahmen wir, wo wir es auf dem Hofe fanden, und manches zu einem Flegelknüppel oder einer Wagenrunge bestimmte Stück mußte unseren Zwecken dienen. Ein ähnlicher Tummelplatz war die große Scheune hinter dem Hause des Apothekers G., mit dessen Söhnen ich ebenfalls Freundschaft hatte. Diese hatten auch einen berühmten Esel, mit dem wir zuweilen ausfahren durften. Aber das Tier schlug und biß stellenweise.

Vor der Verkoppelung gab es noch große der Stadt gehörende Weideplätze, namentlich der Anger unterhalb der langen Brücke, zu welchem des Morgens Kühe, Gänse und Schweineherden hinausgetrieben wurden. Der Kuhhirt rief seine Schutzbefohlenen herbei, indem er auf seinem Horn tutete. Die Gänse kamen von selbst, wenn sie das Geschnatter ihrer Freundinnen hörten. Der Schweinehirt Elias Menge schwang seine mit kurzem Stiel versehene Peitsche dreimal um den Kopf, ehe er sie mit einem plötzlichen Ruck knallen ließ, aber dann war es auch ein gelinder Donnerschlag. Wollten die Schweine nicht gehorchen, so ertönte sein Ruf: „Sügge rümme" und ein klatschender Hieb brachte sie zur Ordnung.

Etwas einförmig war das Leben in Warburg; die Gleichmäßigkeit des Daseins wurde noch nicht von so vielen Vereins- und anderen Festen unterbrochen wie jetzt. Das Hauptfest, für manchen Bürger und Handwerker überhaupt das einzige im Jahre, war das ständig im Sommer gefeierte Schützenfest. An diesem Feste beteiligte sich alles, Handwerker, Bürger und Beamte. An der Spitze des Ganzen stand als Oberst der Hauptmann der Landwehr und „Auktionskommissar" Scheck. Stattliche Hauptleute, alle berittен, führten die drei Kompagnien des Schützenkorps. Doch ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, das Fest wird jetzt wohl noch gerade so gefeiert werden wie früher. Damals war der Festplatz der große Altstädter Anger, auf dem außer anderen kleinen Zelten ein großes aus zwei Teilen bestehendes Festzelt gebaut wurde. Den Verkehr für die Neustadt vermittelte eine sehr wackelige Brücke, deren Bedeckung aus Stalltüren und alten Brettern bestand. Sie war nur an einer Seite mit einem Geländer versehen; es kam deshalb gar nicht selten vor, daß ein Schützenbruder, der eine Stütze für beide Seiten nötig gehabt hätte, ein kaltes Bad in der Diemel nehmen mußte. Hauptmann G., welchem dies wiederholt passiert war, ging deshalb einmal, als er beim Morgengrauen nach Hause strebte, einfach gleich durch die Diemel und erwiderte, als ihm ein Freund hierüber Vorwürfe machte: „Ich will doch nicht ins Wasser fallen".

Beim Schießen nach der Königsscheibe bemerkte man immer die Eifersucht zwischen Altstadt und Neustadt, doch trugen damals die Neustädter meist den Sieg davon. Das Schützenzelt blieb in der Regel stehen zu dem vierzehn Tage später stattfindenden großen Viehmarkte; es diente dann auch als Tanzzelt. Hierbei ist es mehrfach vorgekommen, daß in Folge stärkerer Gewitterregen im Sauerlande die Diemel plötzlich austrat und die Tanzenden flüchten mußten.

Für Altstadt und Neustadt bestand ein gemeinschaftliches Schulsystem für die katholischen Knaben, die katholischen Mädchenschulen mit zwei Lehrerinnen waren auf dem Rathause, für die evangelische Schulgemeinde war nur ein Lehrer da, welcher Knaben und Mädchen gleichzeitig unterrichtete. Die katholischen Knabenschulen waren im Kloster in den untersten Räumen des jetzt dem Gymnasium überwiesenen Teiles. Wenn man die letzte Treppe herunterkam, war gleich rechts in dem großen, später vorübergehend vom Gymnasium als Aula benutzten Zimmer die große Schule unter dem Lehrer Schnidtsehl, links die kleine Schule unter Lehrer Schrader. Sie hatten wahrlich ihre Last, die beiden biederen, damals schon etwas alternden Herren. Aber Ordnung hielten sie, und Respekt hatten wir vor ihnen. Der Stock kam ihnen allerdings selten aus der Hand, denn es gehörte etwas dazu, gegen 100 Jungens in Zucht zu halten. Eine Ruhepause gönnten sich beide in der Regel des Morgens einmal, welche zu einer Unterhaltung auf dem Flur verwendet wurde. Jeder stand an der Seite, an welcher seine Klasse lag; auch jetzt hatte der Stock nicht vollständig Ruhe, mußte vielmehr sehr häufig verwendet werden, wenn die Auswanderung auf die neben der kleinen Schule liegende Holzkammer, wo auch gewisse andere Anstalten lagen, zu stark und zu unruhig betrieben wurde. Die Beschaffenheit und Ueberfüllung der Schulräume, namentlich der kleinen Schule, war derartig, daß sie nach den jetzigen Grundsätzen sicher geschlossen würden. Die nach der Holzkammer gehende Wand war stets feucht, im Winter lief hier das Wasser herunter. Mit der einen Seite war das Kloster ohnehin in den Felsen gebaut. Die Schule zerfiel in 3 Hauptabteilungen. Unten standen 2 Reihen Bänke, in der Mitte durch einen Gang getrennt, es mochten an jeder Seite 7 bis 8 Bänke sein. Links waren die Bänke für die Kleinen, rechts die „Diemelbänke"; oben mit einem Zugange von der rechten Seite standen gegen 6 Bänke der Großen, die sogenannten „langen Bänke". Die Kleinen bestanden nicht lediglich aus Anfängern; ich habe mit 6 Jahren neben Knaben gesessen, die wenigstens doppelt so alt waren als ich, aber nicht weiter kamen. Der Schulzwang war nicht so strenge; die Arbeit war für einen Lehrer zu viel. Die Armut war größer, die öffentliche und private Armenpflege noch nicht so ausgebildet, schwach begabte Kinder blieben leicht ganz zurück. Die armen Kinder hatten ihr „Wertes", wie wir die mitzubringenden Schulsachen nannten, meist schlecht in Ordnung; bald fehlte ein Schreibheft, bald ein Buch, bald war von der Tafel nur noch ein Stück vorhanden. Oft genug bekam der Lehrer als Entschuldigung wegen Fehlens zu hören: „Ich hatte keine Schuhe, meine Hose wurde geflickt, meine Mutter hat mein Hemd gewaschen" und dergleichen mehr. Bei dem geringen Tagelohne von 10 Sgr., meist ohne Kost, lebte der Taglöhner von der Hand in den Mund. Hatte der Vater Arbeit, so kam man aus, hatte er diese nicht, so ging es schlecht. Ein Butterbrot oder auch nur ein Stück Brot brachten die wenigsten unter den ärmeren Kindern mit zur Schule. Aß mal jemand einen Apfel, so trat gleich ein armer Junge an ihn heran: „Gib mir den Hünkel (das Kerngehäuse), laß mir aber ein bißchen daran". Einst traf ich einen Mitschüler, der vom Bäcker ein Fünfgroschen-Brot geholt hatte, das aber damals erheblich größer war als jetzt. Da er es mit großem Wohlbehagen beschaute, fragte ich ihn, wie lange sie denn wohl mit einem solchen Brote auskämen, worauf er erwiderte: „Min Vatter en Stücke, mine Mutter en Stücke, usse Settken en Stücke, use Willem en Stücke, use Franz en Stücke und ike en Stücke, dann is' et balle up". Eines Tages war ich Zeuge, wie in einem Tagelöhnerhause die etwa 9jährige Tochter glückstrahlend nach Hause kam; das Kind hatte für irgend eine Dienstleistung drei Pfennig erhalten. Es wurde lange überlegt, was man damit machen sollte, endlich kam man zu dem Entschlusse, es solle ein halb Lot Kaffee dafür gekauft werden, dann habe die ganze Familie etwas davon. Sonst gab es ja nur Zichorienbrühe.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Schule zurück. Rechts in den Diemelbänken saßen meist solche Schüler, welche nicht recht voran kamen, es war wohl eine Ausnahme, daß ein in die Diemelbänke versetzter Schüler später noch in die langen Bänke kam. In der kleinen Schule unterrichtete Lehrer Schrader in verschiedenen Abteilungen, welches System hierbei zu Grunde lag, weiß ich nicht mehr; die Einteilung wechselte oft. Vorlagen zum Schönschreiben oder Hefte, in denen Buchstaben vorgedruckt waren, gab es nicht. Auch Hefte mit Linien kamen erst allmählich auf, wir machten uns die Hefte selbst und zogen auch die Linien selbst. An einer der beiden Tafeln, welche rechts vom Eingang standen, waren immer dieselben Buchstaben von Lehrer, der eine sehr schöne Handschrift hatte, angeschrieben; i n m r l t usw.; diese mußten wir nachschreiben. (Fortsetzung folgt.)

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 10 | 2. Februar 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

(9 Fortsetzung)

„Eine neue Tatsache? Eine Kette? — Eine Gedankenkette, ja."

„Aha, jetzt sind Sie wohl davon überzeugt, daß Bruno Bauer nichts mit dem Mord an Gerdahlen zu tun hat? — Das habe ich Ihnen aber gleich gesagt. — Auf meinen Antrag hin ist der Termin der Schwurgerichtsverhandlung gegen Albert Gerdahlen nunmehr auf den 25. November festgesetzt worden."

„Weiß Albert Gerdahlen schon von dem neuen Fund?"

„Ja, ich habe ihn mir vorführen lassen. — Ein verstockter Mensch! Den rührt nichts! Aber er soll sich sehr täuschen, wenn er meint, sein Leugnen imponiere mir. — Geschwiegen hat der Mensch! Nichts gesprochen! Nur einmal hat er den Mund aufgetan. Wissen Sie, was er mich fragte: Ob wir noch nicht die Flasche mit der Giftlösung gefunden hätten! — Frech, was? — Na, ich werde ihm schon bei der Schwurgerichtsverhandlung zu antworten wissen!"

Stein sann.

„Und die rotbraunen Wollfasern? — Und das lange, blonde Frauenhaar?"

„Wer weiß, wie die in Joachim Gerdahlens Zimmer gelangt sind!"

„Ich muß zwei Menschen finden: Den Bruno Bauer und die Frau mit den goldblonden Haaren, deren eins ich in dem Arbeitszimmer Joachim Gerdahlens entdeckte. — Ich muß diese beiden Menschen finden."

„Sie kalkulieren, daß Bruno Bauer etwa ein rotbraunes wollnes Kleidungsstück trug, oder daß die blonde Frau ein solches trug? — Und einer von diesen beiden Menschen wäre dann Ihrer Meinung nach an Joachim Gerdahlens Ermordung beteiligt. — Ich glaube es nicht! Albert Gerdahlen hat allein gearbeitet. Denken Sie nur immer wieder an die Beweise hierfür! — Es sei denn — den Bruno Bauer schalte ich aus — aber diese blonde Frau — ja, wenn man an eine Person denkt, die in naher Beziehung zu Albert Gerdahlen stand. — Sie müßten da einmal anetzen. Das wäre eine denkbare Verbindung. Diese Frau könnte Hand in Hand mit Albert Gerdahlen gehandelt haben. Sie könnte ihn unter Umständen sogar zu dem Mord angestiftet haben."

Stein hatte es plötzlich eilig. Er suchte, so rasch wie möglich von dem Staatsanwalt fortzukommen. Zunächst fuhr er zu dem Gerichtschemiker Dr. Roland. Er war mit ihm gut befreundet. Die Unterredung dauerte nur fünf Minuten. Dann jagte sein Auto weiter, zum Untersuchungsgefängnis.

Er ließ sich Albert Gerdahlen kommen. Unruhig ging er in dem kleinen Vernehmungszimmer auf und ab.

Endlich trat Albert Gerdahlen ein. Der Aufseher grüßte respektvoll und schloß die Tür.

Die beiden Männer waren allein.

Paul Stein nötigte den Gefangenen zum Sitzen.

„Sie kennen mich nicht?"

Albert Gerdahlen schüttelte den Kopf.

Stein erklärte schroff.

„Ich muß Sie ersuchen, nicht den stummen Mann mir gegenüber zu spielen. Ich bin Kriminalinspektor Stein, der die Mordsache Otto Müller bearbeitet."

Jetzt öffnete Albert Gerdahlen die festgeschlossenen Lippen. „Ach so, deshalb kommen Sie! — Ich dachte, Sie wollten mich schon wieder vernehmen. Das würde Ihnen nämlich nicht glücken. Ich lehne jede weitere Vernehmung ab."

„Soso! Denken Sie so wenig an die blonde Frau draußen?"

Albert Gerdahlen sah ihn verwundert an.

„Blonde Frau? — Von wem sprechen Sie?"

„Ich brauche wohl keinen Namen zu nennen! Sie wissen sehr genau, von wem ich rede; denn es spielen wohl nicht hundert blonde Frauen in Ihrem Leben eine Rolle, sondern eben nur diese eine Frau."

„Ich weiß nicht, was Sie wollen."

„Herr Gerdahlen, ich will eigentlich gar nicht von Ihnen sprechen; aber das möchte ich doch nebenbei bemerken, wenn mich Ihr Fall auch nichts angeht. Ich bearbeite den Mordfall Müller, das will ich nochmals betonen. — Aber dies also! — Die blonde Frau hat eine Dummheit gemacht. Sie kam zu mir. Sie hörte, daß ich jetzt auf Hohenfried tätig sei — im Fall Müller — und da dachte sie wohl, ich bearbeitete auch Ihren Fall. Das trieb sie zu mir. Es war offensichtlich die Angst um Sie!"

Albert Gerdahlen wehrte müde.

„Lassen Sie es! — Ich weiß ja gar nicht, was Sie eigentlich wollen."

„Doch, Sie wissen es! Und das sollten Sie nicht, diese Frau verleugnen! Die Frau hat Ihnen doch immerhin Opfer gebracht."

„Aber ich kenne keine blonde Frau! Auf Ehre! Ich —“
Albert Gerdahlen unterbrach sich bitter lachend.

„Das war jetzt Unsinn gesprochen. — Auf Ehre! — Ich habe ja keine Ehre mehr. Man hat sie mir in tausend Fetzen vom Leibe gerissen! Man hat mich in eine Kloake getaucht. Ich bin nur noch ein Klumpen Unrat!“

„Herr Gerdahlen, die Frau hat alles gesagt, was sie wohl zu gestehen hatte. — Und das war leichtsinnig.“

Der Gefangene sprang auf.

„Ich verlange, in meine Zelle zurückgeführt zu werden! — Sie wollen mich wohl vollends verrückt machen? — Man soll mich verurteilen — gut. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen. Aller böse Geist der Welt hat sich gegen mich verschworen. — Macht es doch kurz! Sprecht das „Lebenslänglich“! — Und laßt mir dann meine Ruhe! — Ich halte aus. Dann halte ich aus! Ich will doch sehen, ob ein ganzes Leben lang der Lug und Trug, diese ganze Teufelei des Bösen herrschen kann, ob —“

Er hielt inne.

„Was rede ich da! — Ich will nicht reden! — Lassen Sie mich in meine Zelle!“

„Sie ergeben sich also kampflos in Ihr Schicksal?“

„Kampflos? — Herr, was wissen Sie, wie ich gekämpft habe!“, und leise „und erfolglos!“ — Und gleich wieder aufbrausend. — „Was ist Gerechtigkeit? Was weiß die Welt von Gerechtigkeit! — Ich will in meine Zelle!“

Stein ließ kein Auge von ihm.

„Sie sollten doch an Gerechtigkeit glauben.“

„Ich? — Nein! — Ich will mein Urteil. Ich will weiter nichts mehr als mein Urteil! — Bringt noch hundert Beweise! Das Taschentuch jetzt, das ist noch zu wenig! Bringt mehr, bringt mehr!“

„Denken Sie gar nicht daran, daß draußen Menschen um Sie leiden?“

Albert Gerdahlen sah durch das vergitterte Fenster über die Dächer hinweg in den lichten Herbsthimmel.

„Leiden!“ — Und leis flüsternd kam es über seine Lippen: „Eine leidet. — Ja, eine leidet!“

Stein trat rasch auf ihn zu und rüttelte ihn an den Schultern.

„Den Namen dieser einen! Den Namen, Mann!“

Abwesende Augen kehrten zurück.

„Ihnen? — Den Namen sagen? — Nein!“

„So sage ich ihn Ihnen. — Sigrit!“

Wie von einem Schlag getroffen, taumelte Albert zurück. — Er tastete nach rückwärts und lehnte sich keuchend an die Wand.

„Was wissen Sie von Sigrit?“

„Ich weiß viel von ihr. Sie war bei mir.“

„Bei Ihnen?“

Wieder kam das Mißtrauen zu ihm.

„Sie lügen gut, Herr Kriminalinspektor! Erst eine blonde Frau, dann Sigrit.“

„Die blonde Frau war nicht bei mir; aber Sigrit Sundborg war wahrhaftig bei mir. Vor ein paar Tagen.“

„Sie hatten sie geladen? Wollen Sie auch sie vernichten? Das würde sich gut zusammenreimen!“

„Nein, ich habe Sigrit Sundborg nicht geladen. Sie kam aus freiem Antrieb zu mir. — Ich sollte ihr helfen.“

„Sie?“

„Ich! — Ja! Wir sprachen lange von Ihnen. Das Mädchen hat in seiner großen Not sein Herz mir geöffnet.“

„Was hat es gesagt?“

„Ich will es Ihnen sagen; aber erst erzählen Sie mir alles, was Sie von einer blonden Frau wissen, die in Hohenfried ein- und ausging.“

„Ich kenne keine.“

„Und dennoch gibt es eine solche Frau! — Herr Gerdahlen, ich will Ihnen glauben, daß Sie nichts mit dieser Frau zu tun haben. Aber kennen müssen Sie eine solche Frau! — Sie ist ja bei Ihrem Onkel gewesen!“

„Bei Onkel gewesen? — Nein!“

„Ich weiß es ja ganz bestimmt.“

„Sie wollen mir wieder eine Falle stellen!“

„Nein!“

„Was soll sonst Ihre Frage bedeuten?“

„Eine andere Frage! — Sie wissen, daß man Otto Müller, Ihres Onkels alten Diener, ermordet hat. Der Neffe Otto Müllers steht in dringendem Verdacht der Täterschaft. Er ist spurlos verschwunden. auch das von Ihrem Onkel dem Otto Müller vermachte Geld ist verschwunden. — Wir su-

chen Beide Bauer fieberhaft; er steht aber auch mit dem Mord an Ihrem Onkel in Verbindung.“

„Der? — Nein! — Der nicht!“

„Warum sagen Sie: Der nicht?“

„Weil das Unsinn ist!“

„Weshalb Unsinn?“

„Er könnte dann ja nur gemeinsam mit mir gearbeitet haben. — Bedenken Sie meine Schuldbeweise! — Und da er nicht mit mir gearbeitet hat, ist er auch ohne Schuld an meines Onkels Tod.“

„Sie sprechen mit wahrhaft bewunderungswürdiger Ruhe von Ihren Schuldbeweisen, von den Tatsachen, die Sie auf die Anklagebank bringen werden.“

„Will ich nicht wahnsinnig werden, dann muß ich ruhig bleiben. — Vielleicht bin ich schon wahnsinnig und weiß es nur nicht!“

„Wollen Sie Sigrit Sundborgs Leid noch größer machen?“

„Sagen Sie ihr, sie soll mich vergessen!“

„Sie glaubt an Sie, sie glaubt an Ihre Unschuld.“

„Dieser Glaube wird sie noch zugrunde richten! Dieser Glaube kann auch sie verderben, er kann ihr Verhängnis werden!“

Paul Stein starrte ihn durchdringend an.

„Was wollen Sie damit sagen? — Herr Gerdahlen, fassen Sie Vertrauen zu mir, sagen Sie mir, was Sie denken! Sie haben einen Verdacht! Wen halten Sie für den Mörder ihres Onkels?“

Albert Gerdahlen sah ihn abweisend an.

„Nie! — Hören Sie! — Nie werde ich sprechen.“

„Und warum nicht?“

„Das Recht soll ohne mein Zutun siegen!“

„Wollen Sie sich so wehrlos verurteilen lassen? Wollen Sie ihr Leben vernichten, Herr Gerdahlen?“

„Was sagen Sie da! — Bin ich in Ihren Augen etwa kein Mörder?“

„Nein, Sie sind in meinen Augen kein Mörder.“

„Diese Lüge hat mir noch keiner hier gesagt!“

Da streckte ihm Stein die Rechte entgegen.

„Hier meine Hand, Herr Gerdahlen! — Ist alles in Ihnen zerbrochen, oder können Sie noch einem Manneswort glauben? — Ich bin verheiratet, ich habe ein Kind. — Bei allem Guten, das ich meinem Kinde wünsche, — ich glaube nicht an Ihre Täterschaft.“

Albert Gerdahlen starrte den Sprecher an. Er griff sich an die Stirn.

„Sie — beweisen Sie mir erst, daß Sie ein Kind haben!“

Paul Stein trat an die Tür und klingelte.

Der Aufseher erschien. Ruhig sagte Stein, auf den Gefangenen deutend.

„Herr Gerdahlen wird einige Fragen an Sie richten, Herr Wachtmeister. Ich ermächtige Sie, diese Frage zu beantworten.“

Er kehrte sich Albert Gerdahlen zu.

„So, nun fragen Sie!“

Albert Gerdahlen sah den Beamten an. Es drehte sich alles vor seinen Augen. Er flüsterte:

„Ist — der Herr Kriminalinspektor — verheiratet?“

Der Aufseher gab verwundert Antwort.

„Ja.“

„Hat er Kinder?“

„Ein Mädchen, ja.“

Da sank Albert Gerdahlen auf den Stuhl und schluchzte aus qualvoller Not heraus laut auf.

Ein Wink Paul Steins entfernte den Aufseher. —

Der Kriminalinspektor trat ans Fenster und sah hinaus. Er störte den Gefangenen nicht; hatte er doch genug zu überdenken.

Nach einer Weile rückte der Stuhl. Eine Stimme bat.

„Herr Kriminalinspektor!“

Stein sah in andere Augen, in Augen, aus denen das Abweisende, Irre, Verschlossene gewichen war.

„Nun?“

„Wenn ich Ihnen jetzt die Hand bieten darf —.“

Paul Stein ergriff rasch Gerdahlens Rechte.

„Was mögen Sie bis jetzt gelitten haben!“

„Nicht davon! Es genügt mir, daß ein Mensch an mich glaubt.“

Fortsetzung folgt.

Der Ersatzmann

Eine Soldatengeschichte von Karl Faber

Diese Geschichte hat am Stammtisch in vorgerückter Stunde ein Marseiller erzählt, und da seine Landsleute in ganz Frankreich ihrer großen Wahrheitsliebe wegen bekannt sind, muß man ihm schon glauben:

Eines schönen Tages, mitten im Winter, fiel es dem Gefreiten Marius Bouillabaisse bei einem Pariser Infanterieregiment ein, seinem Feldwebel eine patzige Antwort zu geben. So etwas kann bei einem Marseiller mal vorkommen, und der Feldwebel hätte beide Augen zudrücken sollen. Leider tat er das nicht. Ein Wort gab das andere. Marius bewies, daß er ein echt Marseiller Mundwerk besaß, und als der ganze Zwischenfall endlich erledigt war, da hatte der Oberst selbst bemüht werden müssen und dem Gefreiten Bouillabaisse drei Wochen Arrest zudiktiert.

An sich rührte das Marius wenig. Arrest ließ sich auch noch aushalten. Aber das Dumme war, daß der Gefreite demnächst sein Wiegenfest begehen und an diesem Tage Hochzeit feiern wollte. Denn Marius hatte das Herz einer kleinen Pariser Modistin gewonnen, und der war es um baldiges Heiraten zu tun.

Ja, wie sollte man aber Hochzeit feiern, wenn der Bräutigam bei Vater Philipp saß? Marius zerbrach sich gerade darüber den Kopf, als er um ein Haar mit einem anderen jungen Mann, einem Zivilisten, zusammen rannte, in dem er zu seiner freudigen Verwunderung seinen Freund und Landsmann Hilarius Ravioli erkannte: „Mensch, Dich brauche ich gerade! Du bist doch arbeitslos und hast keine Braut. Ich geb' Dir 300 Franken, und dafür setzt Du Dich drei Wochen lang für mich in den Arrest. Mensch, mach' keine Geschichten! Die Sache ist sehr einfach: Ich bringe Dir morgen einen Ueberweisungsschein für Vater Philipp und das Geld, Du ziehst meine Uniform an, meldest Dich, und alles ist erledigt. Der Arrestinspektor in Etampes kennt keinen von uns beiden, und so kann die Sache nicht herauskommen.“ Hilarius Ravioli leuchtete die Sache ein, dreihundert Franken waren nicht zu verachten, und so gab er sein Einverständnis. —

Am nächsten Tag hielt der falsche Gefreite Marius Bouillabaisse seinen Einzug in Etampes. Alles ging gut. Einen Tag, zwei Tage, drei Tage lang. Dann aber kam schon das Verhängnis in Gestalt des Stabsarztes Ciseaux. Der sah seine Hauptaufgabe darin, den jungen Aerzten im Lazarett möglichst viel Versuchskaninchen zu liefern, damit sie das Schneiden lernten. Jetzt war der Stabsarzt auf seiner wöchentlichen Gesundheitsbesichtigung begriffen, und den Gefreiten Marius Bouillabaisse betrachtete er als Neuen mit besonderem Interesse, beklopfte ihn von allen Seiten und schrie plötzlich erfreut: „Ein Polyp in der Nase! Muß sofort operiert werden. Ganz eiliger Fall. Melden Sie sich morgen früh neun Uhr im Lazarett! Ueberweisungsschein bekommen Sie.“ Händereibend zog er davon.

Dem falschen Gefreiten Bouillabaisse gefiel die Geschichte aber gar nicht. Doch weil er im Augenblick nichts anderes machen konnte, so nahm er seinen Ueberweisungsschein und machte sich am nächsten Morgen auf den Weg nach Paris. Aber er ging nicht ins Lazarett, sondern zu seinem Freund Marius.

Was ihm nun der arme Hilarius Ravioli berichtete, paßte Marius durchaus nicht in den Kram. Der Ersatzmann meinte nämlich, für dreihundert Franken habe er wohl die Verpflichtung auf sich genommen, drei Wochen lang zu brummen, aber nicht, sich in der Nase herumschneiden zu lassen. Marius versuchte einzuwenden, Hilarius sollte doch froh sein, wenn er ohne Kosten seinen Polypen los würde. Worauf Hilarius zutreffend erwiderte, er habe sich bisher so gut mit dem Gewächs vertragen, daß er es überhaupt nicht gemerkt hätte, und einen Polypen ließe er sich noch lieber in der Nase gefallen als ein Operationsmesser. Kurz und gut: Hilarius Ravioli wollte nicht.

Schließlich meinte der arme Marius, dann müßte er eben selbst ins Lazarett gehen, und die Aerzte müßten ihn doch bald wieder laufen lassen, weil sie bei ihm sicher keinen Polypen entdecken könnten. „Du“, sagte er aber zu Hilarius Ravioli, „bleibst hier und wartest, bis ich zurück komme. Dann gehst Du wieder nach Etampes hinaus.“ Der Ersatzmann war einverstanden, zog die Uniform aus, kroch in den Zivilanzug seines Freundes Marius und frühstückte erst einmal ordentlich.

Marius meldete sich im Lazarett, zeigte seinen Zettel, wurde untersucht: „Mann, wo ist denn Ihr Polyp?“ Der Gefreite Bouillabaisse wußte natürlich von nichts? „Nie etwas gespürt!“ Die Aerzte kratzten sich den Kopf. Schließlich meinte einer: „Dann muß ihm wohl etwas anderes fehlen. So ein Irrtum kann 'mal unterlaufen.“ Die andern fanden den Ausspruch sehr klug und begannen, an Marius herum zu klopfen und zu horchen.

Sie waren schon von der Nase bis zu Marius' Bauch herunter gekommen, da schrie einer plötzlich triumphierend: „Da haben wir es ja! Blinddarmentzündung. Muß heraus. Sehr eilig. Heute noch!“

Marius wehrte sich natürlich nach Kräften: „Habe nie etwas am Blinddarm gespürt!“ — „Ja“, hieß es, „das sind gerade die gefährlichsten.“ Marius protestierte noch energischer: „Ich will aber nicht! Ich lasse mich nicht operieren!“ — „Was?“ runzelten die Aerzte die Stirn. „Gehorsamsverweigerung?“ — Da spielte Marius seinen letzten Trumpf aus: „Ich will doch heute heiraten!“ — „Heiraten?“ waren die Gelehrten entsetzt. „Mit so einem Blinddarm heiraten? Verrückt!“

Kurz und gut: Marius wurde überwältigt, auf den Operationstisch gelegt und seines Blinddarms beraubt. Das Ding war noch so gut, daß einer der jungen Aerzte es in Spiritus setzte. Wahrscheinlich klebte er das Etikett mit der entsprechenden Erklärung nicht gut genug auf das Glas. Es ging nämlich verloren, und heute wird das Spirituspräparat allen jungen Militärärzten als Muster eines kerngesunden Blinddarms vorgeführt. Aber das gehört ja nicht mehr zu unserer Geschichte.

Die ist nunmehr rasch zu Ende erzählt. Marius feierte Geburtstag im Lazarett mit einer endlosen Schimpfkanonade auf die Militärärzte. Seine Braut zerfloß in Tränen, weil aus der Trauung nichts wurde. Hilarius Ravioli glaubte zuerst, er müßte den verhinderten Bräutigam auch im Zivilleben vertreten, und trank sich von dem bereitgestellten Hochzeitswein einen so gewaltigen Rausch an, daß er die Tränen der Braut nicht mehr ansehen konnte, ins Lazarett stürmte und die Auslieferung des Gefreiten Marius Bouillabaisse verlangte: „Ich bin der Richtige. Heraus mit meinem Freund! Aber meinen Polypen laß ich mir doch nicht schneiden, Ihr Affen!“

Nun kam natürlich die ganze Geschichte heraus. Hilarius behielt man eine Weile auf dem nächsten Polizeirevier, und Marius Bouillabaisses Hochzeit mußte um weitere drei Monate verschoben werden, weil ihn dieses Mal das Kriegsgericht auf ein Vierteljahr nach Etampes schickte.

Liegt Kleopatra wirklich in Paris begraben?

Man weiß, wie sehr die schöne Kaiserin Kleopatra von der Nachwelt verlästert worden ist. Die Geschichtsschreibung früherer Jahrhunderte ließ an dieser lebenslustigen Frau kein gutes Haar, und erst der neueren Forschung blieb die Ehrenrettung der vom Unheil verfolgten Kaiserin vorbehalten. Neuerdings aber will man ihr nicht einmal die nach einem tatenreichen Leben wohlverdiente Grabesruhe gönnen. Nach der Schlacht von Aktium endete Kleopatra ihr reichbewegtes Dasein durch Gift, das sie — man weiß es nicht genau — in einer Schmucknadel bewahrte oder sich von einer Natter einspritzen ließ. Die französische Archäologin Myriam Harry vertritt nunmehr die Ansicht, Kleopatra liege seit länger als einem Jahrhundert mitten in Paris begraben. Angeblich befindet sich ihre Mumie im Garten der Französischen Nationalbibliothek unter zwei Kastanienbäumen. Madame Harry hat jüngst in einer Kleopatra-Biographie ihre Anschauung kurz so zusammengefaßt: „Als Napoleon seinen ägyptischen Feldzug eröffnete, befanden sich in seiner Begleitung die bedeutendsten Aegyptologen seiner Zeit. Sie brachten eine größere Anzahl von Mumien zurück nach Frankreich, darunter auch die irdischen Ueberreste der stolzen Kaiserin Kleopatra. Um Gewißheit zu bekommen, sollte man diese Mumien noch einmal ausgraben und auf die Gebeine der berühmten Aegypterin hin genauestens untersuchen.“ Arme Kleopatra!